913.377
HG1p

HIRT

POSEIDONTEMPEL IN PASTUM

CLASSICS

913.377
H61p

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

http://archive.org/details/derposeidontempe00hirt

Der

Poseidontempel in Pästum.

Eine archäologische Studie

von

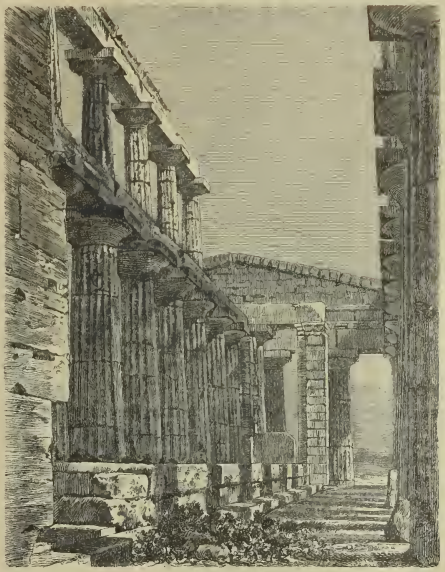
Dr. Otto Kirt

Kgl. Gymnasialoberlehrer.

1895.

Druck von J. D. Rauert, Soran N. L.

1895. Progr. No. 87.
Beilage.



Innenansicht des Poseidontempels in Pästum.

913377 Classics
H61p

Im Oktober und November 1892 fand der zweite archäologische Kursus für deutsche Gymnasiallehrer zur Betrachtung der antiken Kunstdenkmäler in Italien statt. Siebzehn Teilnehmer aus allen Staaten und Gauen unseres deutschen Heimatlandes hatten sich zu demselben an der Piazza S. Maria Novella zu Florenz zusammengefunden, darunter fünf aus dem Königreich Preußen, zu denen zu gehören auch ich die Ehre hatte. Auf's höchste gespannt waren die Erwartungen, mit denen ich auf der altberühmten Kaiserstraße, dem Wanderwege der Cimbern und Longobarden, der Ottonen und Staufen, eines Luther und Göthe, die Reise nach dem Süden antrat. Unter dem Dämonenspiel der herbstlichen Nebelwolken eilte ich durch die grauen Thalhalden des Hochgebirges, welche in ihrer wild grotesken Zerrissenheit ein grausiges Bild uralter, in elementaren Revolutionen form- und schrankenlos schaffender Naturgewalten darstellen, vorbei an stäubenden Kaskaden und pfeilschnellen Bächen, vorbei an gletschertragenden Schneebergen und idyllisch einsamen Almen nach Bozen, wo im Marmorbild der ernsteste aller Minnesänger an der welschen Sprachengrenze die Vorwacht hält für deutsche Sprache und Gesittung, und folgte dann vorbei an der turmgeschmückten Konzilstadt Trient, wo die ersten Gruppen der Pinien und Cypressen leise rauschend und weihrauchduftend wie in einem Tempel den nordischen Wanderer grüßen, durch's weinbewachsene Lägerthal dem Etschlauf nach den klassischen Gefilden des „braunen Sonnen und Lichtlandes". Unweit der Berner Klause, an deren Felsenthore einst Otto von Wittelsbach wie ein zweiter Roland für seinen kaiserlichen Herrn gekämpft hatte, überschritt ich die Schwelle jenes Landes, das mit all den zauberischen Reizen seiner südlichen Vegetation und Bevölkerung, mit dem lachenden Azurblau seines Himmels und der wunderbaren Perspektive seiner lichterfüllten Luft nicht minder wie mit den edelgeformten, gewaltigen, dem Wandel der Zeiten trotzenden, in ihrer uralten Schönheit zu immer neuem Enthusiasmus begeisternden Denkmälern aus den großen Epochen seiner politischen und hierarchischen Vergangenheit allzeit ein Land der Sehnsucht für den germanischen Nordländer gewesen ist und es immerdar für jeden auf dem Boden des Humanismus Gebildeten bleiben wird. So verschiedenartig deshalb auch die einzelnen Kursusgenossen in ihrer Individualität nach Alter, Stamm und Charakter, nach Wissen, Wollen und Meinen waren: sie alle, mochten sie vom Pregelufer in der preußischen Ostmark oder von der Saar im lothringischen Reichsgebiete, vom deichumsäumten Nordseestrand oder aus den sangeslustigen Schwabengauen stammen, fühlten sich auf dem historischen Boden Italiens und angesichts seiner wunderbaren Monumente wie von einem magischen Bann umfangen und waren eins und einig in der hohen und hehren Begeisterung für die erhabene Größe der antiken Kultur, die kraft des Apollinischen Geistes im Dienste des harmoniegetragenen Schönen die ewigen Ideale der Menschheit geschaffen

hat. Und in der That, was wir unter einer ebenso wissenschaftlich kundigen wie ästhetisch feinfühligen und gesellschaftlich liebenswürdigen Führung seitens der Herren Prof. Petersen, Prof. Mau und Dr. Hülsen vom Kaiserlich Deutschen archäologischen Institute sowohl in der Residenz der kunstsinnigen Mediceer als auch in der uralten Nekropole des tuskischen Orvieto, in den Museen und Palästen, auf dem Forum und in den stillen Grabkammern der Katakomben, in den Thermen, Kirchen und Klöstern der „ewigen Stadt" oder in Pompejis aus jahrhundertelanger Versunkenheit neu erstandenem Weichbild, in Kampaniens sonnenumglänzter Hauptstadt oder endlich in der Wunderwelt der Pästanischen Tempelruinen gesehen und gehört und was wir auf eigenen Ausflügen in den Bergen der Albaner und Sabiner, am Krater des Vesuv, auf Capris sagenreichem Felseneilande, am stillen Nemisee oder in den pittoresken Wölbungen und geheimnisvollen Höhlungen der Neptunsgrotte zu Tivoli in stiller Verehrung bewundernd angestaunt haben, wofür wir auf Fiesoles lieblicher Höhe, unter den rauschenden Cypressen von S. Miniato, unter den Palmen des Monte Pincio oder im immergrünen Eichenhain der Egeria geschwärmt, wovon wir beim zauberischen Mondscheinlicht im Kolosseum oder in der weltverlassenen Einsamkeit der Campagna geträumt, was wir auf dem Monte Cavo vom latinischen Jupiterkult und Hannibals Lager geschaut oder auf Tuskulums hochragender Akropolis in gewaltigen Trümmermassen als die stummen Zeugen einer längst vergangenen Macht und Pracht erkannt haben: Alles von den pietätvoll gehüteten Resten der Servianischen Mauer an bis zu den Ruinen der Palatinischen Kaiserpaläste und den kunstgeschmückten Kapellen, Stanzen und Loggien der vatikanischen Residenz, das Alte wie das Neue erschloß uns einen stimmungsvollen Einblick in das künstlerische und politische Leben und Treiben der griechisch-römischen Kulturwelt und schuf Eindrücke, die aus dem Selbstgeschauten entsprungen ein dauernder Besitz bleiben und stets von Neuem die Lehrenden wie die Lernenden für das hehre Palladium der klassischen Kunst begeistern. Indem durch geschickte Interpretation das Wesentliche aus den einzelnen Denkmälern systematisch in den Vordergrund gestellt wurde, gewannen unter dem Einfluß eines aus dem Vollen schöpfenden Vortrags die Bilder von selbst eine intensivere Färbung; es belebte sich das Tote, und aus den chaotischen Trümmern der großen Bauwerke wie aus den Bruchstücken ihres bildnerischen Schmucks formte sich fast unwillkürlich greifbar zur Vollendung abgerundet die Gestalt dessen, was hier einst in stolzem Glanz geprangt und die Herzen der weltbeherrschenden Quiriten erfreut hatte. Freilich mochte auf Manchen die Masse der naturgemäß oft unvermittelt gebotenen Eindrücke verwirrend und ermüdend wirken: die Zeit für die Betrachtung war ja so kurz und das Sehenswerte so reichlich bemessen! Und wessen Bildung ist je so umfassend und tief gewesen, um in Italien all die ungezählten Schätze aus Vergangenheit und Gegenwart nicht nur äußerlich zu sehen, sondern auch in ihrem allgemeinen Zusammenhang und in ihrer speziellen Bedeutung verstehen und würdigen zu können? Nirgendwo wird man jeden Augenblick und allerwege so gedrückt von dem Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit wie in jenem Lande, das doch gerade den Gebildeten mit magischer Gewalt an sich zieht. Je entwickelter der Kunstsinn und die Naturempfindung, je geschulter die Einbildungskraft und das technische Verständnis ist, desto mehr wird Italien zu dem Beschauer sprechen in jener stummen Riesensprache seiner Jahrtausende der Weltgeschichte und menschlichen Kultur in sich verkörpernder Denkmäler, angesichts derer alles menschliche Wissen als ein brüchiges Stückwerk erscheint. Und doch ist es das Charakteristische für die klassischen Kunstschätze Italiens, daß sie mit der edeln Einfachheit ihrer abgeklärten Harmonie auch wieder gemeinverständlich wirken: Die Kuppel eines Michelangelo, die Gemälde eines Raffael, die Statuen eines Phidias und Praxiteles sprechen zu Geist und Herz eine allgemein menschliche Sprache wie die Melodien des Mozart; wird deshalb auch der Gebildete in uns zu schanden, so wird doch der Mensch in uns gehoben; verschwimmen auch tausend einzelne Eindrücke, so bleiben doch die allgemeinen haften, und so wird gerade unter diesem Einfluß der erhaltenen Anregungen der persönliche Fleiß stimuliert, in häuslicher Eigenthätigkeit die Einzelheiten des Gesehenen methodisch weiter zu verarbeiten und zu einem organischen Ganzen zu verbinden. Aus diesem Bestreben heraus ist auch die nachfolgende Studie entsprungen. In derselben ist der Versuch gemacht, eines der eindrucksvollsten und größten architektonischen Monumente des klassischen Altertums aus seinen Trümmer-

resten zu jenem Prachtbau zu ergänzen, der unzweifelhaft als eins der imposantesten und formvollendetsten Erzeugnisse hellenischer Kunstfertigkeit die Pästanische Ebene geschmückt hat.

Poseidonia auf der Grenze zwischen Lukanien und Kampanien an der schon von Cicero als Sinus Pästanus bezeichneten, jetzt Golf von Salerno genannten Einbuchtung des tyrrhenischen Meeres, inmitten der fruchtbaren, landwärts von den Terrassen der Alburnushöhen und dem Hügelgelände von Capuccio und Trantanaro umschlossenen Silarus-Ebene gelegen, ist als Kolonie von Sybaris aus gegründet worden. Wann diese Siedelung stattfand, läßt sich aus den vorhandenen Quellen nicht mit Sicherheit feststellen. Doch da in der Mutterstadt, welche gemeinsam von peloponnesischen Achäern und Trözenern um 720 v. Chr. G. kolonisiert worden war, die Trözener, wie Aristoteles berichtet, bald nach der Gründung in einen politischen Streit mit den Achäern gerieten und durch die Übermacht ihrer Gegner von Haus und Herd vertrieben zur Anlage einer neuen Heimstätte gezwungen wurden, so darf man vielleicht in diesen flüchtigen trözenischen Griechen die Erbauer von Poseidonia vermuten und mithin die Zeit der Gründung etwa um das Jahr 700 v. Chr. G. ansetzen, eine Annahme, die mit Rücksicht auf die eingehende Beweisführung, die de Luynes in seinem Werke über Metapont vorgebracht hat, ungleich glaubhafter erscheint als die z. B. von Forbiger vertretene Ansicht, daß Poseidonia erst um 524 v. Chr. G. als Kolonie von den Sybariten angelegt worden ist. Anfänglich stand das junge Gemeinwesen politisch wie merkantil unter dem dominierenden Einfluß der reichen Mutterstadt und hielt sich deshalb lange Zeit in unbedeutenden Verhältnissen. Als aber Sybaris im Jahre 510 v. Chr. G. von den Krotoniaten zerstört und somit jene lästige Fessel gebrochen war, entwickelte es sich rasch zu großer Blüte und war nach dem Zeugnis Herodots unter den benachbarten Städten und Stämmen durch seine kunstfertigen Männer berühmt. Von dieser ihrer Macht und Größe sowie von der Wohlhabenheit ihrer ortsgesessenen Bürger während dreier Jahrhunderte geben die eine Stunde im Umfang haltenden Stadtmauern, die hochgewölbten Thore, das große Amphitheater, die Aquädukte, die zum Theil mit Wandmalereien geschmückten Gräber und vor allen Dingen die drei selbst in ihrem ruinenhaften Zerfall noch so gewaltigen Tempelbauten ein beweiskräftiges Zeugnis. Allmählich aber breiteten die sabellischen Völkerschaften Unteritaliens ihren hegemonischen Einfluß auch südwärts auf die hellenischen Gemeinwesen in Großgriechenland aus und zwar um so erfolgreicher, je weniger die einzelnen Städte in Folge ihrer ethnologischen Isolierung und bei der mangelhaften Concentration ihrer staatlichen Kräfte dem Vordringen ihrer politisch und wirtschaftlich stärkeren Nachbarn einen nachhaltigen Widerstand entgegen zu setzen vermochten. So kam Poseidonia um das Jahr 438 oder spätestens 390 v. Chr. G. unter die Herrschaft der Lukaner und verlor nun bald die frühere Bedeutung. Wahrscheinlich wurde auch bei diesem Anlaß von den Siegern ihrer Gepflogenheit gemäß der alte Name Poseidonia in Pästum umgewandelt, und wie es oft geschieht, verdrängte bald die neue Ortsbezeichnung im landesüblichen Sprachgebrauch den hellenischen Stadtnamen. Aus diesem Zustande eines unter fremder Gewaltherrschaft mehr und mehr verkümmernden Gemeinwesens konnte es sich auch nicht erholen, als die Römer, nachdem sie um die Wende des dritten Jahrhunderts die Macht der sabellischen Völker gebrochen hatten, sich Unteritaliens bemächtigten und im Jahre 273 v. Chr. G. eine römische Kolonie nach Pästum schickten. Die Blütezeit der dorischen Apoikia war dahin, und Pästum blieb eine bescheidene Municipalstadt, von der man bald nichts anderes mehr zu rühmen wußte als die schönen Rosen, welche seine idyllischen Gefilde schmückten. In den folgenden Zeitläuften scheint der Verfall, wenn auch nur langsam, doch unaufhörlich vorwärts geschritten zu sein. Handel und Ackerbau wurden vernachlässigt, und es siedelte sich in den versumpften Niederungen des Salso und Solfone der schrecklichste Feind des Menschen, das Fieber, an, unter dessen verheerender Einwirkung schon in der Augusteischen Zeit ein großer Teil der Bewohner das alte Weichbild verließ und auf den benachbarten Bergeshöhen ein neues Heim gründete. In gleichem Verhältnis, wie die centrale Macht Roms wuchs, verfiel die Blüte der italischen Landschaft, und mit ihr sank der Wohlstand der sybaritischen Tochterstadt dahin. Derselbe Geist einer von rücksichtslosestem Egoismus geleiteten Politik, welche aus zerknicktem Völkerglück den Glanz der weltbeherrschenden Roma aufbaute, derselbe Geist einer

ekten Mißachtung jeder Menschenwürde, welche Tausende von Sklaven und Bürgern, Männern und Frauen zur Belustigung eines entarteten Stadtpöbels im Zirkus hinschlachten ließ, weht uns auch an aus der Verwahrlosung der päpstanischen Municipalgemeinde. Seit den Zeiten der Gracchen, welche mit Wort und That, Gut und Blut für die Aufteilung des ager publicus eingetreten waren, erstand kein Fürsprecher mehr für diese unglückliche Gegend, welche mehr und mehr unter der Mißwirtschaft der Latifundien verödete. Es war, als ob es neben dem caput orbis terrarum und neben den Staatsaktionen der Marssöhne kein übriges Italien gäbe; und wie traurig und trostlos sich das Charakterbild einer Landschaft gestaltet, wenn alle Interessen der Kultur und Politik von einer einzigen Großstadt aufgesogen werden, das veranschaulicht in einem erschütternden Bilde die Trümmerstätte unserer einst so hoch gerühmten Künstler- und Rosen-Stadt. Die letzten Reste des alten Glanzes wurden dann im neunten und elften Jahrhundert bei den wiederholten Eroberungen und Plünderungen der Stadt durch sarazenische Freibeuter vernichtet, und was ja noch der Raubgier und Zerstörungswut dieser wilden Piraten entgangen war, fiel 1080 n. Chr. G. dem religiösen Fanatismus der normannischen Ritterschaft zum Opfer, und seitdem umhüllt das Dunkel der Vergessenheit für Jahrhunderte die altehrwürdige Poseidonsstadt mitsamt den herrlichen Erzeugnissen ihrer ehemals so hoch entwickelten Kultur. So liegt jetzt da, wo einst eine ebenso gewerbfleißige wie kunstsinnige Bürgergemeinde in Macht und Wohlstand die Freuden des Daseins genoß, das ärmliche Dörfchen Pesto und über den Gefilden, auf welchen vorzeiten ein viel bewunderter Rosenflor die bezaubernde Pracht seiner Blüten und Wohlgerüche entfaltete, lagert jetzt dumpf und dick die Fieberluft der Malaria. Halbwilde Büffelherden in den stagnierenden Sumpfgewässern gehütet von hohlwangigen, fieberbleichen Hirten, deren schwarzes Haar in wilden Strähnen über die glanzlos stieren Augen herabfällt, Maultiertreiber in zottiges Fellgewand gehüllt, arbeitsscheue Lazzaroni, zerlumpte, zudringlich bettelnde Ragazzi bilden die lebendige Staffage in der Öde dieser einst von der Kultur so gesegneten Gegend. Kurzes, spärliches Riedgras, dorniges Gestrüpp, Ginster und gelb blühende Disteln, üppig grünender Akanthus und zierliche Farnkräuter wuchern auf den früher so belebten Straßen und Plätzen, und zahllose Eidechsen treiben ungestört auf dem Schutt und in den Trümmern der alten Bürgerhäuser ihr Spiel. Im trägen Laufe versumpfen die Bäche und Flüsse; müde schlägt selbst das blaue Meer an die versandeten Küsten; langsam erheben sich zum Himmel die schweren Nebelwolken! Nur an wenigen Stellen ist der Ackerbau, dieser kräftigste und erfolgreichste Kämpfer gegen die finsteren Gewalten des tückischen Fiebers, in die Wüstenei eingedrungen, und nur wenige Hütten stehen vereinzelt als eine jämmerliche Unterkunft für die geistig und körperlich verkommene, mit stumpfer Resignation in ihr trauriges Schicksal ergebene Bevölkerung. Inmitten der feierlichen Kirchhofstille dieser menschenleeren, elenderfüllten Einöde erhebt sich nun eins der prächtigsten und am besten erhaltenen griechischen Tempelbauwerke, neben dem sogenannten Concordientempel in Girgenti und dem Theseion in Athen das vollendetste Beispiel des dorischen Stils. Wohl haben auch die übrigen Völker, welche über diese Landschaft als Herrn geschritten sind, die Byzantiner, Sarazenen, Normannen, Aragonesen und Bourbonen hier ein Denkmal ihrer Hegemonie hinterlassen: in der Wüstung dieser baumlosen Ebene charakterisiert sich der frivole Leichtsinn ihrer Mißwirtschaft und im Elend einer entarteten Bevölkerung kennzeichnet sich der Unwert ihrer kulturellen Bestrebungen! Nur was durch die griechische Meisterhand hier als das formvollendete Erzeugnis einer auf das Ideale gerichteten Kunst geschaffen worden ist, hat in nie alternder Schönheit den Wandel der Zeiten und Geschlechter überdauert und erregt noch heute in seinen gewaltigen Trümmerresten unsere staunende Bewunderung, wie es vor Jahrtausenden in der stimmungsvollen Pracht seiner mächtigen Fülle und ernsten Würde die hochgemuten Herzen einer in heiterm Lebensgenuß dem Dienste des Schönen ergebenen Griechenschar bei der Feier ihrer Wettspiele und Festzüge begeisterte.

Der große Tempel oder, wie er gewöhnlich genannt wird, der Poseidontempel liegt am Südrand des alten städtischen Weichbildes unweit der Porta della Giustizia. Ein hexastyler Peripteros in dorischer Ordnung erhebt er sich 15,9 m hoch, 58,5 m lang und 24,1 m breit über einem ringsherum laufenden

Unterbau von 3 Stufen. Dieses 1,3 m hohe, aus gewaltigen Steinblöcken hergestellte Crepidoma hat die Aufgabe, einerseits die Unebenheiten des Bauterrains auszufüllen und so den deckenstützenden und raumumschließenden Konstruktionsteilen eine gemeinsame horizontale Unterlage zu geben, andererseits aber auch das Haus des Gottes als ein Anathema über den gewöhnlichen profanen Boden emporzuheben und so das Geweihte gewissermaßen zu isolieren. Die vorgelegten, je 0,43 m hohen, also für mehr als menschliche Schritte berechneten Stufen verleihen der Substruktion jene pyramidenartige Einziehung, die im Gegensatz zu den gewaltigen Terrassen des Cyrusdenkmals oder des Belusturmes mit ihren verschwindend kleinen Oberbauten in dem hellenischen Bauwerk das Mißverhältnis zwischen Nebensächlichem und Wesentlichem, zwischen Grundlage und Aufbau, zwischen Erhebendem und Erhobenem beseitigt, in harmoniegetragener Gesetzmäßigkeit das Ganze durchdringt und im Giebelfeld ihren homogenen Abschluß findet. In ihrer massigen, den großen Dimensionen des Oberbaues entsprechenden Anlage haben sie nur in einiger Entfernung den Anschein von Treppen; in Wirklichkeit gangbar werden sie erst, wie wir es z. B. am Heraklestempel zu Akragas oder am mittleren Burgtempel zu Selinunt sehen, durch die an der Stirnseite eingelegten Zwischenstufen, welche die großen Abstände ausgleichen. Wäre die Stufenbildung als wirkliche Treppe durchgeführt worden, so hätten die Stufen aus praktischen Gründen aus einem bestimmten Dimensionsverhältnisse zu den übrigen Gliedern des Tempels heraustreten müssen d. h. sie hätten als beschreitbar nur an kleinern Heiligtümern das entsprechende Verhältnis wahren können, hätten aber an solchen Kolossalbauten wie dem Pästanischen Poseidontempel kleinlich und unharmonisch erscheinen müssen. Auch würde durch solch eine Anlage der rhythmische Wechsel zwischen vertikalen und horizontalen Gliedern, der sonst in strenger Regelmäßigkeit bis zum Geison herrscht, schon im Grundbau gestört und ein Profil geschaffen worden sein, wie es in dieser ausgeprägt pyramidalen Gestalt nur beim Giebeldach am Platze ist. Der innere Kern dieses rechteckigen Unterbaues besteht aus gewöhnlichen Hausteinen, dem Stereobat, dessen Seitenflächen mit Quadern verkleidet sind und auf dessen Oberfläche sich als eine Stufe erhebend der gemeinsame Fußboden des Tempels, der Stylobat, aus Travertinplatten gefügt sich ausbreitet. Ein 20 Schritt östlich vor der Schmalseite befindlicher Brandopferaltar giebt uns die Gewißheit, daß wir einen Kulttempel vor uns haben, während andererseits das Vorhandensein eines Opisthodomos auf einen Agonaltempel hinweist. Offenbar sind beim Bau des Pästanischen Stadtheiligtums beide Zwecke als maßgebend berücksichtigt worden. Zugleich aber erhellt aus dieser Altaranlage die charakteristische Thatsache, daß während der Ägypter es liebte, das Allerheiligste in Nacht und Dunkelheit zu hüllen und der Israelit dasselbe an das Ende einer großen Anzahl von Reinigungsräumen stellte und es gleichfalls der Annäherung und Anschauung völlig entzog, der menschlich offene, heiter klare Grieche das in der Cella stehende Agalma, wenn auch durch ein Säulengitter geschützt, jedem Opfernden und Feiernden sichtbar werden ließ. An den beiden Tempellangseiten zog sich je ein Rinngraben zur Aufnahme und Abführung des vom Dach abfließenden Regenwassers hin.

Auf dem Stylobat als ihrer gemeinsamen Unterlage erheben sich 36 Säulen dorischer Ordnung. Indem die wuchtigen Stämme ohne Basen unmittelbar aus ihren schwach ausgetieften Lagerplätzen energisch, einfach und ernst, gleichsam im Boden wurzelnd, bis zu einer Höhe von 8,73 m emporschießen, verkörpern sie in sich die Idee einer unteilbaren Zusammengehörigkeit und versinnbildlichen so das Wesen jener echt spartanischen Strenge, welche, ohne ein Sonderinteresse zu dulden, die Größe und Kraft des Einzelnen nur als einen Baustein zur Errichtung und Erhaltung des ganzen Staatsgebäudes betrachtet und in ihrer Einfachheit, ohne dabei in den Fehler einer abstoßenden Kahlheit zu verfallen, doch alle überflüssigen, allzu ornamentalen, allzu üppigen Einzelformen abweist. Auch in der künstlerischen Entwickelung und in den Maßverhältnissen der Säulen gelangt dieses organische Zusammenwirken der strebenden Kräfte und getragenen Lasten, die unerschütterliche Sicherheit der zweckentsprechend und maßvoll gehaltenen Proportionen zum Ausdruck. Die Cylinderform repräsentiert ja einen eigentlich nur auf ihre Achse wirkenden, konzentrisch gleichmäßigen, nach allen Seiten hin ausgestrahlten Druck und ist deshalb ebenso geeignet für die senkrechte Stütze wie andererseits der rechteckige Balken horizontal gelegt die größte Tragfähigkeit entwickelt; und abgesehen

von der Bequemlichkeit des Zuganges zwischen den Interkolumnien, wie sie die cylinderförmigen Stützen vor den eckigen voraus haben, leistet der Cylinder nicht bloß unter allen stereometrischen Formen von gleich großen Berührungsflächen hinsichtlich der Stützkraft das Meiste, sondern es ist sogar die Wirkung eines bloß peripherischen Auflagers ganz gleich der durch eine vollkommene Berührung der ganzen Kreisflächen desselben Durchmessers erzielten Wirkung: ein statisches Gesetz, welches, wie man am Parthenon gefunden, auch den Hellenen bereits bekannt war. Ein weiteres charakteristisches Merkmal der dorischen Säule liegt in der Gedrungenheit ihres Schaftes. Dieses Verhältnis der erheblichen Dicke zu einer relativ geringen Höhe wird am klarsten durch die Angabe der Höhe in untern Säulendurchmessern veranschaulicht, und da die dorischen Säulen in Corinth etwa 4, die sicilischen Monumente $4^1/_4$—5, die attischen $5^1/_2$—$5^2/_3$, die alexandrinischen 6—$6^1/_4$ solcher Durchmesser als Höhenmaß zeigen, so ergiebt sich die Thatsache, daß, je älter der Säulenbau ist, er desto gedrungener, wuchtiger und kräftiger erscheint. Die äußern Säulen am Poseidontempel haben nun ein Maßverhältnis von 4,29 und hieraus erklärt es sich zur Genüge, weshalb man gerade angesichts dieses Bauwerkes fast unwillkürlich den Eindruck einer ernsten Größe und kraftgetragenen Geschlossenheit gewinnt. Diese Empfindung wird dadurch noch mehr gesteigert, daß ein Teil der Mantelfläche an der Säule aus der geometrisch reinen Kegelform herausfällt und die Säule somit etwa in der Mitte ihres Stammes eine elastische Anschwellung zeigt. Indem schließlich der Säulenschaft nach oben sich etwa um $^1/_3$ des untern Durchmessers zusammenzieht und verjüngt, vollendet sich der Aufbau mit der ausgesprochenen Charakteristik des innerlich schaffenden Lebens, der natürlichen Spannkraft und dauernden Stabilität. Der Hellene ist bestrebt, die Säule als ein freies, dem Ganzen sich aus persönlichem Willen einfügendes Wesen darzustellen, und indem er nicht wie der Ägypter und Assyrer durch die tote Masse der Materie, sondern durch die ideale Behandlung der Form zu wirken sucht, bringt er mit feinem Verständnis für die struktive Darstellung der lebensvollen Kraft das Aufstreben der Stützen in der Kannellierung zum Ausdruck. Die Rhabdosis des Säulenschaftes zeigt als Durchschnittsprofil flach elliptische Bogen, welche durch einen scharfen Steg von einander getrennt sind und so die Monotonie des Mantels durch eine intensivere Licht- und Schattenwirkung beleben. Die äußern Säulen des Poseidontempels sind durch 24 solcher senkrechter Hohlstreifen gegliedert. Die Zahl derselben ist eine ungewöhnliche und hat nur noch ein Analogon in dem auch sonst dem Poseidontempel konstruktiv nahe verwandten Herakles-heiligtum zu Agrigent. Zumeist finden sich, wie es ja auch bei den innern Säulen unseres Tempels der Fall ist, 16—20 Kanäle im Säulenstamme. Was nun das Profil der Rhabdosis anbelangt, so zeigt dasselbe eine außerordentliche Flachheit namentlich im Vergleich mit den erheblich tieferen Hohlkehlen z. B. am Parthenon und gilt in dieser charakteristischen Eigenart als ein unzweifelhaftes Zeugnis für den archaischen Ursprung des Bauwerkes. Sinnig vergleicht Bötticher den so kannellierten Säulenstamm, der sich oben zum Echinus ausbreitet, mit dem gerippten Stengel der doldentragenden Schirlingspflanzen. Technisch besteht die Pästanische Säule aus 3—5 ohne Mörtel durch Holzdübel in den Centren mit einander verbundenen Trommeln, deren Lagerfugen ursprünglich nach außen fest geschlossen waren, jetzt aber in Folge der Verwitterung und der mancherlei Beschädigungen durch Menschenhand weit klaffen. Von dem Stuck, mit welchem die Säulen ehemals überzogen waren, haben sich nur unbedeutende Spuren erhalten. Die scharfen Stege würden nun, wenn man die einzelnen Spondyloi vollständig ausgeführt an ihren Platz gestellt hätte, schon beim Versetzen leicht beschädigt worden sein. Man vollzog deshalb die Kannellierung erst nach der Vollendung des Baues und führte sie vor der Aufrichtung der Säule nur an dem untern Ende des untersten Cylinders und an dem obern mit dem Kapitäle aus einem Blocke gearbeiteten Schaftstücke aus, so daß hiermit die Anfangs- und Endpunkte für die spätere Rhabdosis bezeichnet waren. Ein Ablotungsverfahren hätte übrigens für die Kannellierung um so weniger stattfinden können, als die Säulen nicht mathematisch scheitrecht stehen, sondern ein wenig nach innen geneigt sind. Damit aber die Stege sowohl an dem untern Cylinder als auch am Kapitälstück beim Einsetzen nicht lädiert werden konnten, arbeitete man an den untern Berührungsflächen der beiden betreffenden Säulenstücke eine Erhöhung heraus, deren Peripherie ein wenig hinter der Einbuchtung der Kannelluren zurückstand und so eine gefahrbringende

Berührung des Randes verhinderte. Zur Aufnahme bezw. Verdeckung des untern Skamillus diente offenbar jene oben erwähnte Vertiefung in Stylobat; da man aber den Schutzsteg unter dem Kapitälstücke dem Auge nicht völlig verbergen konnte, so schrägte man den dadurch entstandenen horizontalen Ringeinschnitt im Säulenstamm ab, ja man verdoppelte und verdreifachte ihn. So haben wir am Poseidontempel drei je etwa 35 mm tiefe prismatisch einschneidende Rillen. Durch dieselben wird die stramm und energisch aufstrebende Kraft des Säulenstammes nicht gemindert, vielmehr wird durch dieselben nur der Beginn einer eintretenden struktiven Veränderung angedeutet. Denn nunmehr, nachdem die Säule sich vorher noch zu ihrem geringsten Umfange verdichtet und gewissermaßen all' ihre Stützkraft konzentriert hat, fängt das obere nur 19 cm lange Schaftende von der immer mehr fühlbaren Last gedrückt an, sich auszubreiten und als Säulenhals dekorativ den Uebergang zum Kapitäl zu charakterisieren. Ueber dem blattartig umgebogenen Schaftende schmiegen sich 4 parallele ringartig von einander abgesonderte Umgürtungen in konzentrischen Kreisen an das Kapitäl an. Sie sind nichts anderes als was bei der Blume der Kelchblattkranz ist — nur hier mehrfach wiederholt. Demgemäß umschließen sie die Wurzel des Echinus und entwachsen leicht ausgebogen eine Umringung aus der andern, indem sie allmählich nach oben kleiner und zarter werden. Auch der mit einem Blattkranz ausgelegte eingezogene Hals des Kapitäls am sogenannten Demetertempel zu Pästum ist nur eine Bestätigung dieser ästhetischen Interpretation. In der Niedrigkeit aber des Säulenhalses sowie in dem Fehlen des Halsausschnittes erkennt man mit Recht die für eine archaische Entstehung des Poseidontempels charakteristischen Merkmale. Das Kapitäl selbst ist ein sich konisch nach oben ausbreitender Körper. Dasselbe besteht zunächst aus dem Echinus, einem 38 cm hohen polsterartigen Gliede, welches mit elastischem Schwunge den Schaft bekrönt und dem Epistyl ein schwellendes Unterlager bereitet. Dieser schlicht gehaltene Echinus ist in der That der einfachste und doch zugleich schönste unter den ausladenden Uebergängen vom senkrechten Schafte zum wagerechten Architrave, ein Mittelglied, welches ebenso glücklich das weiche Aufliegen einer schweren Last symbolisiert, wie durch eine sanfte Schwellung den starren Kontrast zwischen dem Vertikalismus der Stütze und dem Horizontalismus des Gebälks ausgleicht. Die Profillinie des Pästanischen Echinus ist, wie im allgemeinen auch die der sicilischen Monumente, etwas wulstig gebildet, so daß sie sich noch um 7 mm hinter den Abakusrand zurückbiegt. Bei den attischen Baudenkmälern erscheint dieselbe gestreckt, und in der Spätzeit wird sie fast eine gerade Linie wie z B. am dorischen Marmortempel zu Samothrake. Eine kräftige Deckplatte, Abakus, welche an Länge und Breite dem Durchmesser des Echinus gleich ist, an Höhe ihn jedoch um 53 mm übertrifft, schließt gewissermaßen das Kapitäl ab, so daß dasselbe vom Skamillus des oberen Schaftstückes gerechnet im Ganzen eine Höhe von 1,188 m erreicht. Zugleich leitet dieselbe im Verein mit dem Echinus von der Kreisform der Säule zu den rechteckigen Baugliedern des Gebälks über. Auch hier verhütet ein über der Deckplatte erhobener Schutzsteg von einem dem Säulenstamm ähnlichen Durchmesser die unmittelbare Berührung der Abakusenden mit dem Epistylbalken und somit auch eine Beschädigung der vorspringenden Kapitälstücke.

Die ungeheuren Säulenwälder Persiens haben sich in der griechischen Kunst verklärt zu jener Säulenstellung, welche dem Tempel rings als ein „Mantel der Schönheit" umgeschlagen ist, einladend, raumöffnend, in gleichem Maße auslaufend. Bei den äußeren Säulen beträgt der Durchmesser 2,058 m; nur die Eckſäulen sind bis zu einem Durchmesser von 2,085 m verstärkt worden einesteils wegen ihrer erhöhten Tragefunktion als Eckpfosten überhaupt und andernteils, was glücklich damit zusammentrifft, aus einer optischen Notwendigkeit: sie würden sonst bei gleicher Dicke mit den andern Säulen als die einzigen, welche vor einem Lufthintergrunde stehen, dünner und schwächlicher erschienen sein! Auch die Abstände der einzelnen Säulen von einander sind nicht gleich, sondern verringern sich nach den Ecken und zwar an den Schmalseiten: 2,495 m; 2,361 m; 2,248 m; an den Langseiten: 2,290 m; 2,247 m. Man wollte offenbar durch dieses tektonische Mittel wiederum die schwache Stelle an den Ecken verstärken und außerdem auch noch die Disharmonie der ungleichen Triglypheneinteilung im Fries vertuschen. Während nun die Frontsäulen an der Vorder- wie Hinterseite des Tempels lotrecht stehen, sind die Seitensäulen des peripteralen

Tempels ein wenig nach innen geneigt. Diese eigentümliche Struktur hat zunächst in einer statischen Rücksicht ihren Grund. Auf die stützenden Seitensäulen wirken nämlich zwei verschiedene Kräfte: die Last in einer senkrechten und der Seitenschub des Adlerdaches in einer schrägen Linie. Die Resultierende aus beiden Linien entspricht demnach einer Diagonale zwischen ihnen, die bei senkrecht gestellten Seitensäulen nicht mit der Achse der Säule zusammengefallen sein würde, so daß der Druck sich einseitig mehr dem Rande genähert und die Stützfähigkeit der Säule gemindert hätte. In Folge dessen stehen die Eckſäulen nach der Diagonale geneigt, während die Seitensäulen eine Inklination nach innen zeigen. Andererseits aber liegt auch für diese Anlage ein ästhetisches Erfordernis zu Grunde: die schon in jeder einzelnen Säule vorhandene Verjüngung und Zusammenziehung nach oben muß als eine gewisse pyramidale Behandlung auch dem Gebäude im Ganzen zukommen, wenn es den Eindruck der Sicherheit und Stabilität machen soll. Die Art und Weise, wie technisch diese Neigung bewerkstelligt wurde, ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Reber nimmt unter Hinweis auf die scamilli impares des Vitruv eine einseitige Verstärkung der Schutzstegsohle unter dem untersten Säulencylinder an, so daß dieselbe schräg geschnitten nach außen höher war als nach innen. Böttticher hingegen fand bei seinen Untersuchungen am Parthenon und Theseion, daß nicht die Skamillen, wohl aber der unterste Spondylos von ungleicher Höhe und zwar an der nach außen gewendeten Seite höher war als an der nach innen gerichteten, mithin eine schwach elliptische Sohle hatte. Man hat ferner aus Vitruv III, 5, 8 geschlossen, daß diese Neigung der Säule durch den über dem Abakus befindlichen Schutzsteg ausgeglichen worden sei, d. h. daß der Schutzsteg vorn niedriger und hinten höher hergestellt gewesen sei, um so das Gebälk unter Aufhebung der nach innen geneigten Stellung wieder in eine völlig horizontale Lage zu bringen. Allein auch hierfür fehlt es zur Zeit an überzeugenden Belegen: am Parthenon zeigt sich jedenfalls keine Spur von korrespondierend ungleichen Skamillen über den Kapitälplatten, vielmehr bildet hier der niedrige Schutzsteg eine mit dem Abacus durchaus parallele Fläche.

Über die Säulen spannt sich mittels gewaltiger, massiver, von einer Säulenachse zur andern reichender Travertinblöcke das Epistyl (Architrav), welches seit der Umfäulung des Tempels als Ersatz für die Wände diente, dem gemeinsamen Stylobat entsprechend die Säulen sowohl unter sich als auch mit den Cellawänden durch ein fortlaufendes Gurtband in organische Verbindung setzte und schließlich für die Deckenbildung im Pteroma eine freiere Disposition schuf. Die imposante Höhe von 1,492 m = ²/₃ des unteren Säulendurchmessers sowie die völlige Schmucklosigkeit dieses Bauliedes deuten sowohl auf den hohen Wert, welchen man demselben beilegte, indem es durch sich selbst und ohne Ornamente künstlerisch wirken sollte, als auch auf die Solidität, mit welcher man den weitern structiven Teilen an Decke und Dach die Grundlage zu bereiten pflegte. Die größern dorischen Tempel zeigen in der Regel den von einer Säule zur andern reichenden Architravbalken nicht aus einem Stück bestehend sondern z. B. am Päſtanischen Poseidontempel aus 2, am Parthenon sogar aus 3 neben einander gestellten Platten konstruiert. Da nun die Tragfähigkeit wagerechter Glieder sich nach der Höhe, nicht nach der Breite bemißt, so resultierte aus diesem Verfahren der Vorteil, daß die einzelnen Stücke unbeschadet ihrer Tragkraft beim Versetzen leichter gehandhabt werden konnten. Der Architrav ist nach viereckigem Querschnitt geformt und erhält oben der Länge nach einen wenig ausladenden Abakus, an dessen Unterseite sich in der Außenwand des Gebäudes an bandartigen 70 cm langen, 1,39 m von einander abstehenden plastischen Streifen je 6 kegelförmige, etwa 0,090 m lange Tropfen befinden. Diese sogenannte Tropfenregula findet darin ihre ungezwungenste Erklärung, daß im ursprünglichen Holzbau dem untern Ende der Triglyphen ein fortlaufender Leisten untergelegt und vorgeheftet war, welcher die Schnittfläche der Triglyphendielenstücke decken und zugleich dem Epistyl als eine Art Gesims dienen sollte. Die Anheftung war vermittels Holznägel bewerkstelligt; diese aber wurden nicht unmittelbar durch den fortlaufenden Bandleisten in die Triglyphendiele getrieben, sondern es wurde erst noch unter jeder Triglyphe ein kleines Leistchen untergelegt. Dieser ganze Vorgang wurde dann in den Steinbau übertragen, wo er zum traditionellen Ornament erstarrte, und man fand es deshalb nicht mehr für nötig, die Triglyphen so weit nach außen zu rücken, daß sie von der Spitze der Holznägel erreicht werden

konnten. Uber dem in echt archaischer Weise mit seiner Kante hinter der Säulenfluchtlinie zurückstehenden Epistyl erhebt sich der Fries bis zu einer Höhe von 1,164 m. Derselbe zerfällt in Metopen und Triglyphen. Die Ersteren stellen die ursprünglich im altdorischen Antenbau befindlichen Fensteröffnungen dar, welche, als ihr Wert beim Peripteros fortfiel, mit Platten geschlossen worden waren. Diese Platten je 1,390 m lang und 1,164 m hoch, obwohl oft z. B. in Selinunt und Olympia, am Theseion und Parthenon mit figürlichen Reliefs geschmückt, sind am Poseidontempel ähnlich wie in Ägina, Nemea und Samothrake glatt, und da sie außerdem hinter den Stand des Abakus etwas zurückgerückt sind, so charakterisieren sie sich als bloße Ausfüllungen, nicht als tragende Glieder. Die Last des Dachgesimsrandes wird nur von den mit der Fläche des Epistyls in einer Fluchtlinie stehenden Triglyphen getragen. Es sind dies 2 je 8 cm breite und 1,164 m hohe prismatisch eingeschnittene Schlitze, welche zusammen mit den beiden gleich hohen und halb so breiten Abschrägungen der Seitenkanten die charakteristische Gliederung des Dreischlitzes bilden. Die Pästanische Triglyphe zeigt noch nicht die orgelpfeifenartige Höhe der Kraftstilmonumente des fünften Jahrhunderts; sie ist um 31 cm niedriger als der Architrav, während z. B. die athenischen Tempel zwischen beiden Baugliedern eine gleiche Höhe, die späteren Anlagen sogar z. B. in Nemea, Delos, Samothrake die Triglyphen um $^1/_9 - ^1/_5$ des Epistyls höher zeigen. Freilich erscheinen sie in Folge dieser Abbreviatur ornamental etwas kraftlos. Jedenfalls wollte man mit dieser eigentümlichen Auszierung auch für die tragenden Glieder im Gebälk einen gewissen Anklang an die Kannellierung andeuten, eine künstlerische Maßnahme, die um so näher lag, als sich die senkrechten Linien der Säulen in den rektangulären Formen der Triglyphen gleichsam fortsetzten. Weshalb aber das Profil der Kannellierung hier aus 2 schrägen, sich in einer senkrechten Mittellinie schneidenden Ebenen besteht, also ein dreieckiges ist, bei den Säulen aber sich bogenförmig gestaltet, ist nicht hinreichend aufgeklärt. Vielleicht hat dieser auffällige Unterschied darin seinen Grund, daß ursprünglich die Säule von Stein, die Triglyphe aber als Balkenkopf von Holz war und daß die Rhabdosis der Säule bereis im altägyptischen Vorbilde gegeben war, die Schlitze der Triglyphen aber als ein anfänglich flüchtig hingeworfener, im Holzschnitzwerk leicht herstellbarer Anklang an dieselbe später in der Steintriglyphe als ein erstarrtes Ornament verblieben. Während nun diese Glyphen unten unmittelbar auf dem Abakus des Epistyls aufsitzen, reichen sie nach oben etwa bis $^8/_9$ der ganzen Frieshöhe und verlaufen dann gedrückt bogenförmig — im Gegensatz zu den sicilischen Schlitzen, die lanzettförmig auslaufen, und im Gegensatz zu den hellenischen, die oft sogar horizontal geradlinig abschneiden. Der an den Eckabschrägungen überhängende Zapfen fehlt beim Poseidontempel; hingegen schließt ein niederer, etwa 19 cm hoher Abakus als Kapitäl die Triglyphen nach oben ab. Die auffällige Erscheinung der halben Abschrägung erklärt sich unschwer als Rest aus dem altdorischen Antenbau. In demselben war der den Balkenkopf maskierende Pfeiler von drei Seiten frei und deshalb auf diesen drei Seiten in gleicher Weise glyphiert. Als nun die ursprünglich dazwischenliegenden Fenster beim Peripteros in Wegfall kamen und als Metopen durch Platten geschlossen waren, so blieb eben nur die Vorderseite mit den beiden abgeschrägten Kanten übrig. Suchen wir an der Innenseite nach den Fortsetzungen dieser Balkenköpfe, so finden wir die Deckbalken des Pteroma nicht an der der Triglyphenlage entsprechenden Stelle, sondern etwas höher eingefügt. Diese dem Säulengange zugekehrte Fläche des Gebälks ist entweder ohne Triglyphen und Metopen ganz glatt und ungeteilt oder der Fries ist wie z. B. am Theseion und Parthenon nur durch ein kleines dekoratives Glied vom Architrav geschieden und mit figürlichen Darstellungen geschmückt. Die Anordnung der Triglyphen war durchweg so, daß eine Triglyphe auf jeder Säule und außerdem eine in das Mittel jeder Interkolumnie zu stehen kam. Daraus resultierte aber für die Ecken eine erhebliche Schwierigkeit insofern, als die Ecktriglyphen nicht über dem Mittel der Eckſäulen hätten stehen können und deshalb die äußersten Metopen hätten erweitert werden müssen — ein Umstand, durch den die Harmonie des Ganzen auf's empfindlichste gestört worden wäre. Diesen Übelstand suchte man z. B. am Päſtanischen Demetertempel dadurch zu heben, daß man die äußerste Triglyghe nicht an die Ecke, sondern in die Achsenrichtung der Eckſäule stellte und den übrigen Raum des Triglyphenfrieses an der Ecke durch eine halbe Metope ausfüllte. Durch dieses Verfahren

UNIVERSITY OF ILLINOIS

aber beraubte man gerade die einer Stütze bedürftigste Stelle des tektonisch tragenden Gliedes. Man hat es deshalb am Poseidontempel vorgezogen, diesen Konflikt annähernd dadurch auszugleichen, daß man einerseits die Metopen zwischen den beiden äußern Säulen etwas breiter formte und andererseits die Eckjäulen und die ihnen nach beiden Seiten benachbarten Säulen um eine halbe Triglyphenbreite näher an einander heranrückte. So entzieht sich diese thatsächlich vorhandene Ungleichheit einer nicht zu aufmerksamen Betrachtung und zwar betreffs der Unregelmäßigkeit in den Interkolumnien um so leichter, als die Eckjäulen sich nicht gegen den dunkeln Cellahintergrund abheben, sondern vor einem lichten Lufthintergrund stehen. So zeigt der Triglyphenfries trotz seiner Einfachheit durch die rhythmische Abwechselung zwischen den mathematisch rechtwinkligen Figuren der Dreischlitze und den freien Flächen der Metopen einen Reiz, wie er charakteristischer und stimmungsvoller für die erhabene Würde und ernste Gemessenheit unseres Monumentalbaues nicht gedacht werden kann. Der dritte Hauptteil des Gebälks ist das Kranzgesimse (Geison). Mächtige, $^3/_8$ des untern Säulendurchmessers hohe Steinplatten liegen auf dem Friese, und indem sie um die Hälfte des untern Säulendurchmessers über die Fläche des Gebäudes ausladen, schützen sie einesteils die darunter liegenden Bauteile vor dem einfallenden Regen und bilden andererseits formal den Abschluß des Ganzen nach oben. Um das Volumen der Platte zu verringern, ist die frei schwebende Unterseite mehr oder minder stark unterschnitten — z. B. am Poseidontempel bei weitem nicht in so erheblichem Maße wie am Parthenon. Flache, bandartige, über den Ektriglyphen 0,960 m, sonst je 0,885 m lange Streifen sind an dieser Schrägfläche und zwar in den Achsen der Triglyphen und Metopen angebracht, aber charakteristischerweise am Poseidontempel nicht mit den sonst üblichen 18 Mutuli geschmückt. Diese Bandstreifen sind konstruktiv nicht notwendig; sie repräsentieren ebenso wie das Schrägüberhangende einen Anklang an die Verkleidung und Auszierung des ehemaligen Holzgebälks. So mehren sich in stetigem Fortschritt die Glieder von den Säulen bis zum Dache, und namentlich die Verdoppelung der Triglyphen verleiht dem ganzen Bau den wohlthuenden Ausdruck eines harmonischen Wachsens, einer stilvollen Verästelung der einzelnen Säulenstämme. Über diesem Gebälk steigt nun an den beiden Schmalseiten als bekrönender Abschluß der bis auf einige unbedeutende Beschädigungen wohl erhaltene $3^1/_2$ m hohe Giebel empor, jenes durch die Anlage des Adlerdaches geschaffene dreieckige Feld, welches in seinem Hintergrund von der massiven Steinmauer gebildet und von einem dem Geison ähnlichen, schmucklos gehaltenen Karnies begrenzt wird. Seine namentlich im Vergleich zu den attischen und sicilischen Monumenten außerordentliche Höhe und Steilheit dürfte nicht sowohl auf die archaische Zeit der Entstehung hindeuten, als vielmehr durch die Witterungsverhältnisse des italischen Klimas bedingt sein. Figürliche Darstellungen finden sich nicht in demselben, auch läßt es sich nicht mehr feststellen, ob jemals eine derartige künstlerische Ausschmückung, wie sie am Parthenon, in Ägina oder Olympia das Auge des Beschauers entzückte, unsern Tempelgiebel geschmückt hat. Jedenfalls aber war er, wie es auch sonst bei den hellenischen Tempelbauten Brauch war, am Firstende wie an den Seitenecken ausgezeichnet durch die auf besonderen Sockeln aufgestellten Akroterien, mochten dieselben nun aus Ornamenten, Dreifüßen oder statuarischem Schmuck bestehen. Daß übrigens diese Akroterien an den Ecken dazu gedient haben sollten, die Seiten zu beschweren und so das Übergewicht des senkrechten Drucks über den Seitenschub herzustellen, erscheint sehr unwahrscheinlich — vielmehr dürften dieselben ähnlich wie der plastische Schmuck im Giebelfelde ursprünglich Weihgeschenke gewesen sein, die ihrem individuellen Charakter entsprechend hoch gestellt zur vollen Wirkung kommen sollten. Der Karnies, welcher auf den Schmalseiten als schützender, in edel einfachem Profil unterschnittener Saum sich an den Giebelwänden hinzieht und den wir uns hier mit aufrecht stehenden Anthemien ornamentiert denken müssen, läuft als Rinnleisten, Sima, nur über dem Gebälk der Langseiten. Hier sind an ihm in regelmäßigen Abständen jene stark vorspringenden Löwenköpfe als Wasserspeier angebracht, welche das von den rinnenförmig gedeckten Dachseiten herabströmende Regenwasser in mächtigen Strahlen über die Tempelstufen hinweg in die am Crepidoma der Langseiten ausgeworfenen Traufgräben entsandten und zwar dergestalt, daß diese Strahlen sich immer in der Linie der Säulen, niemals in der Lichtweite der dem Verkehr dienenden Interkolumnien

zu Boden ergossen und somit den Besuchern des Tempels selbst bei ungünstigem Wetter nicht lästig werden konnten.

Wie bei allen peripteralen Heiligtümern als den vollendetsten Schöpfungen der hellenischen Architektur so erscheint auch am Poseidontempel die Cella als ein besonderer von dem Pteroma umgebener Raum. Da sie die Bestimmung hat, nicht als Versammlungsort der Gemeinde zu dienen, sondern gewissermaßen als Allerheiligstes eine Behausung des Gottesbildes und ein Aufbewahrungsraum für die Weihgeschenke zu sein, da ferner der griechische Tempelbau wegen seiner Giebelbildung viel leichter eine imposante Länge als Breite gestattet, so ist sie, nicht wie in Indien mit phantastischen Naturspielen überwuchert, in der schlichten und einfachen Form eines $44\frac{1}{2}$ m langen, aber nur 13,16 m breiten oblongen Raumes gehalten. An den Schmalseiten steht sie von der äußern Säulenreihe 5,14 m, an den Langseiten 3,4 m ab, so daß ein breiter Umgang sie als das Weihegeschenk der Gottheit von dem gemeinen Boden der irdischen Menschen scheidet. Von den ehemaligen Umfassungsmauern ist nur wenig erhalten; wir müssen uns jedoch in der Rekonstruktion vorstellen, daß dieselben sich unmittelbar vom Stylobat erhoben und aus glatt bearbeiteten, in horizontalen Schichten gereihten Blöcken mit festschließenden, nicht besonders betonten Fugen aufgeführt waren, so daß wie der Säulenschaft so auch die Wand als ein einziger geschlossener Körper erschien. Sie entbehrten aber der Kannellierung, offenbar weil ihre Hauptfunktion nicht die des Stützens wie bei der Säule, sondern die des Um- und Abschließens war. Nach außen zu im Pteroma waren sie mit einer dem Säulengebälk entsprechenden Ornamentbildung bekrönt — nur daß das Triglyphensystem hier niedriger und weiter aus einander gezogen war und durch trockene Hohlkehlen abgeschlossen wurde, auf welchen unmittelbar die Deckbalken auflagen. Dadurch aber, daß diese Deckbalken in ihrer Einfalzung über das äußere Triglyphon hinausgerückt waren und in ihrer Lage etwa dem Geison entsprachen, gab man einerseits dem Säulenumgange eine imposantere Höhe und erhielt andererseits betreffs der Verteilung der Balken und der Anordnung der Kalymatiendecke vollste Freiheit. Die Zwischenräume zwischen den Deckbalken müssen wir uns mit Steinplatten ausgelegt denken, welche rechtwinklige Aushöhlungen, Kassetten, zeigten und meistenteils in Abstufungen vertieft waren — eine Einrichtung, die außer der Schönheit auch noch den praktischen Zweck hatte, das Gewicht der Deckplatten zu verringern und somit die von den Querbalken zu tragende Last zu vermindern. Nach innen dürften die Wände entweder eine gleichmäßig dunkele Färbung erhalten haben, oder sie waren mit figürlichen Darstellungen in Alfresco-Malerei geschmückt, wie es z. B. im dorischen Marmortempel zu Samothrake der Fall ist. Der Innentempel zerfällt in drei Teile. Der Pronaos, welcher 7,7 m lang und 10,9 m breit ist und wahrscheinlich die Reinigungsbecken nebst Tischen mit den für die Eintretenden bestimmten Kränzen und Weihegeschenke enthielt, war ebenso wie der Opisthodom, welcher wie der Pronaos 10,9 m breit, aber nur 6,8 m lang ist und keinen Thürzugang zum eigentlichen Naos hat, als Antentempel konstruiert und hat je zwei 2,015 m im Durchmesser haltende dorische Säulen in antis, welche neben einander mit einem lichten Zwischenraum von 2,098 m und von den je 1,669 m breiten, mit auffällig steifen Kapitälen versehenen Antenpfeilern in einer Entfernung von 1,850 m aufgestellt sind und wahrscheinlich durch ein Schrankengitter mit einander verbunden waren. Der Pronaos wird nach hinten abgeschlossen durch zwei aus den beiden Langseiten der Cellawand vorspringende Bauteile von je 3,2 m Länge, welche zwei Gemächer für die nach den beiden oberen Säulenstockwerken führenden, noch jetzt in ihrer Anlage deutlich erkennbaren Spindeltreppen enthielten. Eine gitterförmige Erzthür vermittelte den Zutritt zu den etwa $4\frac{1}{2}$ m breiten Stufen, welche aus dem Vorraum in den 1,5 m höher gelegenen Naos führten. Der eigentliche Tempelraum enthält an den Längswänden eine zweifache gedoppelte Säulenstellung, und zwar in der untern Säulenstellung je 7 in ihrem Durchmesser 1,40/1,08 m haltende, mit 20 Kannellierungen versehene, bis zum obern Rand des Abakus 5,8 m hohe und 2,083 m von einander entfernt stehende Säulen dorischen Stils. Durch dieselben wird der Innenraum in drei Schiffe eingeteilt, so daß sich für die Seitenschiffe je eine Breite von 1,9 m, für das Hauptschiff eine Breite von 4,5 m ergiebt. Wahrscheinlich schlossen Schranken die einzelnen Teile ab, namentlich den Bildstand, welchen wir uns als eine große Nische etwa

auf eine Länge von 2 Säulen von der Hinterwand aus überdeckt vorzustellen haben. Vor diesen Schranken hatte der feuerlose Speiseopferaltar nebst dem Räuchergefäß und den Weihebecken seinen Platz. Den Rest des Mittelschiffes nahm das Opaion ein, welches man sich nach Belieben in einen beständig oder nur zeitweilig zugänglichen Raum geteilt und mit zahlreichen Anathemen geschmückt denken kann. Der Fußboden in den Seitenportikus lag ein wenig tiefer als das Paviment des Hauptschiffes, einesteils um die sacrale Bedeutsamkeit des im Mittelpunkt der gottesdienstlichen Funktionen stehenden Hauptraumes auch architektonisch zu betonen, andernteils um für das bei der hypäthralen Dachanlage etwa einfallende Regenwasser einen bequemen Ablauf zu schaffen. Mittels jener beiden oben erwähnten Treppen gelangte man in die beiden Galerien, welche durch eine zweite über der untern in verjüngtem Maßstabe sich wiederholende Säulenstellung hergestellt, an den Cellalangwänden gelegen und unter einander nicht in Verbindung gesetzt waren. Der Fußboden wurde hier wegen seiner geringen Tiefe (1,9 m) ohne Balken nur durch die etwa 0,55 m dicken Steinplatten gewonnen, welche einerseits in die Cellamauern eingelassen waren und andererseits auf dem Epistyl der untern Säulenstellung auflagen. Die Unterseite dieser Platten haben wir uns als Bedeckung der untern 6,6 m hohen Seitenportikus kassettiert, die Oberfläche hingegen, welche als Fußboden dem Verkehr der Festteilnehmer diente, horizontal glatt abgearbeitet vorzustellen. Über einem architravartig in ununterbrochener Kontinuität von Säule zu Säule sich fortziehenden 0,840 m hohen Gebälkunterbau erhoben sich nun ohne Basis lotrecht in der Achsenrichtung der untern Säulen ebenfalls 14 dorische bis zu ihrem obern Abakusrande 3,329 m hohe, in ihren Durchmessern 0,86/0,68 m haltende, 16 fach kannellierte Säulen, von welchen noch 7 wohlerhalten auf ihrem alten Platze stehen. Sie waren unter einander durch ein dem Abakus aufgelegtes, nach beiden Seiten ausgeschweiftes, etwa 0,910 m hohes epistylartiges Gebälk verbunden, welches als Auflager für die den Galerien als Decke dienenden und deshalb an der Unterseite kassettierten und in entsprechendem Maße verdünnten Steinplatten diente. So wurden 2 mit einander parallel laufende, 1,9 m breite und etwa 4,2 m hohe Hyperoen hergestellt, welche ebenso wie der untere Raum der Cella sowohl zur Aufnahme der Festteilnehmer als auch zur Aufstellung von Weihgeschenken dienten. Zweifellos waren deshalb geeignete Sicherungsmaßregeln getroffen, welche bei den Interkolumnien ein Herabfallen verhinderten, sei es daß die Interkolumnien durch Schranken oder Brüstungen abgesperrt waren, sei es daß man wie z. B. auf den Delphischen Tribünen die goldenen Keledonen so auch hier geeignete Statuen innerhalb der Säulenweiten aufstellte und so ein gefahrbringendes Vortreten erschwerte. Übrigens beweisen diese dorischen Säulenstellungen im Pästanischen Poseidontempel zur Genüge, wie ungeziemend es sein würde, wenn man der antiken Architektonik den modernen Grundsatz unterschieben wollte, daß die oberen Säulen stets von einer leichteren Ordnung sein müßten als die unteren, eine Meinung, zu der man wahrscheinlich durch die Wandsäulengeschosse des Kolosseums in Rom oder durch den Athenetempel im peloponnesischen Tegea verführt worden ist. Es ist vielmehr für die Statik von keinem weiteren Belang, in welchen Kunstformen die Säulen der einzelnen Stockwerke gebildet sind, wenn nur ihre körperlichen Verhältnisse derartig gestaltet sind, daß die obere Säulenreihe ihren Schwerpunkt noch in dem Kapitäl der untern hat und so vor dem Überschwanken bewahrt ist, eine statische Proportion, die für die oberen Säulen durch eine erhebliche Abbreviatur in der Höhe und im Durchmesser erreicht wird. Oberhalb der Galeriebedeckung liegen die unmittelbar für das Tragen des Daches bestimmten Bauteile, namentlich also die Substructionen für die hier ausnahmsweise metallenen Sparren, deren Einschnitte an der Traufe noch sichtbar sind. Reihenweise waren auf ihnen die Terracottaziegeln vom Kranzgesimse zum First laufend und sich gegenseitig an den aufgebogenen Rändern übergreifend aufgelegt. Der First selbst war mittels Hohlziegeln abgeschlossen, welche mit palmettenartig gearbeiteten Kronen, den sogenannten Antefixen, geschmückt waren, ein Ornament, das sich in gleicher Ausstattung auch am Traufenrand wiederholte. Die Anlage des Daches war nun ohne Zweifel eine hypäthrale d. h. ein Teil des Mittelschiffs blieb unbedeckt. Ich unterlasse es hier auf die litterarische Fehde einzugehen, welche um die Existenz bezw. Nichtexistenz solcher Hypäthraltempel entstanden ist: nachdem C. Böttticher die von L. Roß geäußerten Bedenken in überzeugender Weise widerlegt hat, sollte man füglich nicht mehr

Anstand nehmen, die Thatsächlichkeit einer derartigen Anlage wie für das Heiligtum des Apollon Epikurios bei Phigalia in Arkadien so auch für den Poseidontempel in Pästum anzuerkennen. Abgesehen von dem Zeugnis des Vitruv III, 2, 8, dessen wissenschaftlicher Wert nicht in Zweifel gezogen werden kann, abgesehen von dem unbestreitbaren Faktum, daß zur Verehrung gewisser Götter z. B. des Jupiter Fulgur, Deus Fidius, Terminus, Sol, Luna ꝛc. aus Kultrücksichten offene und unbedeckte Räumlichkeiten sub divo erforderlich waren, abgesehen endlich von dem offenen Hofe des antiken Wohnhauses, dessen Einrichtungen so oft für die Einzelheiten der Tempelanlagen ein Analogon bieten, mußte schon an sich die eigenartige Konstruction der großen Tempelbauten bei der im Verhältnis zur Breite außerordentlich gedehnten Länge des Cellaraumes, beim Mangel an Fenstern, beim Vorbau eines Pteroma und Pronaos, bei der Unzulänglichkeit einer selbst durch große Thüren vermittelten Beleuchtung des Innern besonders für die Seitenportikus und Galerien auf die Anlage eines offenen Mittelraumes führen. Bei dem Poseidontempel beträgt die Entfernung von der Vorderkante des Epistyls in der Front bis zur Mitte der Cella 22,8 m, bis zur hintern Wand der Cella sogar 37,7 m: so weit also hätte das Thürlicht wirken müssen. Wenn man nun aber auch die Thür zu 11 Fuß Weite und 20 Fuß Höhe annehmen wollte, so ist ihr doch eine Portikusdecke von 7,7 m Vorsprung vorgelegt, so daß nicht einmal die vorderen Teile des Opaions eine ausreichende Beleuchtung erhalten haben würden, geschweige denn die Seitenschiffe oder gar die obern Emporen. Diese Räume würden mitsamt ihrer künstlerischen Ausstattung durch die Schlagschatten der Säulen in ein düsteres Dämmerlicht versetzt worden sein. Auch der Umstand, daß die Cellenthür nach Osten hin gelegen ist, hätte hierbei wenig Wandel geschaffen; denn abgesehen davon, daß sie a priori lediglich aus sacraler Rücksicht in dieser Weise orientiert ist, und mag man ferner das durch die hohe Thür schräg einfallende Sonnenlicht noch so hoch anschlagen, jedenfalls konnte die Beleuchtung nur für eine kurze Zeit des Tages direkt sein, so daß meistenteils in dem innern Säulenraum ein dämmerhaftes Dunkel herrschte. Mochte nun auch ein solches gebrochene Licht mit seinen geheimnisvollen Reflexen für gewisse Kulttempel von wesentlicher Bedeutung, ja ein durch seine düstere Gewalt auf den Eintretenden erschütternd wirkender und deshalb notwendiger Faktor sein: bei einem Festtempel, wie es der Poseidontempel ohne Zweifel seiner ganzen Anlage nach war, verhielt es sich anders! In ihm sollte sich die höchste Kunst und die größte Pracht in blendendem, berückendem Schimmer entfalten; es sollte das vielleicht chryselephantine Gottesbild unter dem lichten Glanz des Himmels erhebend und begeisternd auf die Masse der stolzen, selbstbewußten Beschauer, nicht auf einen demütig Betenden wirken! Mag sich deshalb das ästhetische Gefühl des Einzelnen noch so sehr gegen ein solches „Loch in der Decke und den eingeschlagenen First“ sträuben: Götterbilder wie die des Phidias, deren Höhe weit die Höhe der Thür überstieg, und wie wir ein solches in ähnlicher Größe und Ausstattung auch für den Kolossaltempel des Pästanischen Poseidon voraussetzen dürfen, konnten ebenso wie die prunkreichen Weihgeschenke in den Seitenschiffen und auf den obern Galerien nur unter Oberlicht zur vollen Geltung kommen. Viel schwieriger gestaltet sich die Frage, auf welche Weise das Hypäthrum konstruiert war. Aus der gedoppelten innern Säulenstellung läßt sich zur Lösung dieses Problems kein Schluß ziehen; denn es giebt Tempel, die einen einfachen Cellabau ohne Hyperoon-Anlage und ohne Seitenschiffe zeigen und doch ohne Zweifel hypäthral beleuchtet waren. Was nun zunächst den Pronaos und das Opisthodom anbelangt, so dürften dieselben ihr volles Adlerdach gehabt haben. Bezüglich der eigentlichen Cella bleibt es dahingestellt, ob sie ähnlich dem Hypäthron der antiken Wohnhäuser mit besondern Satteldächern oder mit den alles auffallende Regenwasser bequem nach außen abführenden Pultdächern versehen war: jedenfalls aber erstreckte sich das Hypäthron nicht über das ganze Mittelschiff der Cella; sondern das Allerheiligste mit dem Götterbilde, etwa im Rayon der beiden hintersten Cellasäulen, war bedeckt und hatte mit dem Opisthodom ein gemeinsames Adlerdach. Da man nun aus optischen Gründen ein gleiches Bedachungssystem auch für den vordern Cellaraum wiederum etwa bis zur Höhe des zweiten Säulenpaares annehmen muß, so bleibt für das eigentliche Hypäthron nur noch ein Raum von etwa 12½m Länge und 4½ m Breite übrig — eine Öffnungsfläche, die völlig ausreichte, um

das Innere der Cella in einer ihrer Ausstattung würdigen Weise zu erhellen. Ja, wenn sogar jener Lichteinlaß noch kleiner gewesen wäre, so lehrt die Deckenöffnung im Pantheon, welche sich zum Flächenraum des Innern wie 1 : 20 verhält und doch jeden Punkt in dem weiten Bau klar beleuchtet, daß die Öffnung für Zenithlicht bei weitem nicht so groß zu sein braucht wie eine solche, die Seitenlicht einführt. Offen bleibt ferner die Frage, wie der zeitweilige Verschluß dieses Lichteinlasses bewerkstelligt worden ist. Im Sommer mochte vielleicht zum Schutz gegen Sonnenhitze, Staub und Regen ein farbiges Velum übergespannt worden sein; in der winterlichen Regenzeit aber mußte der Verschluß doch wohl aus Holz bestehen und können wir uns denselben nach Belieben als Fallthür, Schiebthür oder als ausgehobenes, um einige Fuß erhöhtes Dach konstruiert denken. Das Regenwasser, welches gelegentlich durch einen solchen temporären Verschluß hindurchdrang, wurde dann entweder durch Aufwischen beseitigt oder es wurde, da der Fußboden in der Cella des Poseidontempels eine sanfte Wölbung zeigt, nach den tiefer gelegenen Seitenschiffen und von da ohne erhebliche Schwierigkeiten durch Rinnen nach dem terrassenförmig sich erhebenden Außenbau abgeleitet. Im engsten Zusammenhang hiermit steht eine weitere charakteristische Erscheinung am antiken Tempelbau, die sogenannte Kurvatur der Horizontalen d. h. eine Ausbeugung des Stylobats und demzufolge auch des Gebälks nach oben. Nachdem schon 1838 Hoffer durch mikrometrische Messungen bestimmt in der allgemeinen Wiener Bauzeitung die Ansicht ausgesprochen hatte, daß die Horizontallinien des Stylobats und Epistyls am Parthenon ursprünglich und absichtlich nicht als Gerade konstruiert seien, sondern Kurven beschrieben und nachdem F. C. Penrose die Richtigkeit dieser Behauptung durch sorgfältige Nivellements z. B. auch für das Theseion bestätigt gefunden hatte, stellte J. Burckhardt eine gleiche Erscheinung am Pästanischen Poseidontempel fest: „Es giebt an dem ganzen Bau keine einzige mathematisch gerade Linie!“ Die praktische Berechtigung einer solchen auffälligen und eigenartigen Konstruction wurde abgesehen von der technischen Notwendigkeit, einen hinreichenden Wasserablauf zu schaffen, namentlich mit dem Hinweis auf das optische Gesetz motiviert, nach welchem alle Horizontalen eines Säulenbaues sich dem Auge in der Mitte jeder Säulenreihe als scheinbar nach unten eingesenkt darstellen, und man war deshalb der Ansicht, daß die Alten zur Korrektur und Ausgleichung dieses Sehfehlers alle strengen Horizontalen an ihren Säulenbauten vermieden und an deren Stelle durch künstliche Konstruktion eine nach oben gekrümmte Flucht der Horizontallinien geschaffen hätten, welche, indem sie jene optische Einbiegung komplementierte, dann für das Auge des Beschauers die Pseudohorizontale erzeugte. Schließlich bemächtigte sich auch die Ästhetik dieser Angelegenheit. Man sprach von einer Kälte des Eindrucks bei vollkommen geradlinig konstruierten Horizontalen; man zog eine Parallele zwischen der Natur, die das Meer, den Horizont, die Berge gekrümmt und in keinem ihrer Produkte eine absolute Gerade zur Anwendung gebracht habe, und der Kunst, welche den Stufen, dem Pavimente, dem Architrave, dem Friese und Geison diese Krümmung gegeben habe; man nannte es Äußerungen desselben Gefühls, welches auch eine Anschwellung, Kontractur und Inklination der Säulen verlangte und so überall selbst in scheinbar streng mathematischen Formen den Pulsschlag des innern Lebens zu offenbaren suchte. Nachdem so diese Frage in den Brennpunkt der archäologischen Interpretation gestellt worden war, nahm C. Böttticher eine abermalige Untersuchung der Monumente an Ort und Stelle und mit verbesserten Instrumenten vor. Gegen die Richtigkeit der Penroseschen Nivellements ließ sich nichts einwenden; das Vorhandensein einer nach oben gerichteten Ausbeugung des Stylobats und Gebälks ist eine unbestreitbare Thatsache. Anders jedoch verhält es sich mit der Begründung derselben. Die Möglichkeit an sich, daß die Griechen zu solchen raffinierten tektonischen Hilfsmitteln gegriffen haben, ist mit der geneigten Stellung der Säulen erwiesen; auch läßt es sich denken, daß die Kurvatur als Gegenmittel dienen sollte gegen die durch die Inklination der Säulen hervorgebrachte mehr als thunliche Verjüngung des ganzen Gebäudes. Aber die Komplementierungstheorie auf optischer Grundlage fällt als haltlos in sich zusammen; denn nicht paralysiert, sondern verstärkt würde durch solch ein optisches Mittel die ohnedies im Auge sich durch die Linsenform des Krystallkörpers bildende Bogenlinie der Horizontalen. Auch die Ursprünglichkeit der Anlage dürfte sich ebenso wenig wie die Absichtlichkeit halten lassen. Eine systematisch angelegte Aus-

beugung würde ohne Zweifel in allen Fällen ihrer Anwendung eine gewisse Gesetzmäßigkeit zeigen: nun aber liegt nicht bloß der höchste Punkt der westlichen Vorderkante des Stylobats am Parthenon 0,12' höher als der höchste Punkt der östlichen Vorderkante, sondern es liegen auch die Ecken an der westlichen Frontseite nicht in einer Libelle, indem die Nordostecke 0,06' höher steht als die Südwestecke, umgekehrt aber an der Ostfront die Nordostecke etwas tiefer eingesenkt ist als die Südostecke — eine Erscheinung, die unmöglich in einem rationellen Bauplane ihren praktischen Ursprung haben kann. Weshalb sollte man ferner z. B. am Theseion eine Kurvatur geschaffen haben, die an den Langseiten nicht einmal eine Linie, an den Frontseiten gar nur eine halbe Linie beträgt, somit unmöglich mit dem bloßen Auge, sondern nur mittels der Diopterlibelle wahrgenommen werden kann, während dieselbe am Parthenon fünf bis sechsmal verstärkt angebracht ist und am Kranzgesimse des Poseidontempels sogar mehrere Zoll beträgt? Es bleibt also zur Zeit die Frage noch offen, aus welchen inneren Gründen die hellenischen Architekten die thatsächlich vorhandene Kurvatur geschaffen haben: jedenfalls aber haben auch alle jene Zufälligkeiten, wie sie im Wandel der Zeiten die Geschicke der Völker und die Veränderungen im Erdgefüge mit sich bringen, Brand und Erdbeben, klimatische Einflüsse, Blitzschlag und menschliche Zerstörungswut ihren erheblichen Anteil gehabt an jener Verschiebung der Structurglieder, die, wenn sie einer rationellen Berechnung entspräche, als eine der raffiniertesten Künsteleien der klassischen Architektur gelten müßte.

Das Äußere des Tempels wie auch die Bedachung prangte im Schmuck einer reichen Polychromie; ist doch die griechische Architektur in ihrem ganzen Wesen auf die Wirkung nach außen berechnet. Die Travertinsäulen waren mit Stuck bekleidet, dessen grell weiße Farbe durch einen eintönigen Farbüberzug gemildert war, so daß die Wirkung des Ernsten, Wuchtigen und Kraftvollen gewahrt blieb. Eine eigentliche Bemalung mit einem charakteristischen, die Bedeutung des betreffenden Baugliedes noch stärker betonenden Ornamentes in intensiven, ungebrochenen Deckfarben fand nur für die kleineren Teile Anwendung, und zwar je kleiner sie waren, desto lebhafter war, um sie nicht verschwinden zu lassen, ihre malerische Ausstattung gehalten. Der dorische Stil verwendete der ruhig ernsten und einfach stillen Größe seines Grundcharakters entsprechend nur wenige der Pflanzenwelt und der Webetechnik entliehene Verzierungen: die immer wiederkehrende Blattwelle als belastetes, die Palmette als freies Krönungsglied, die verschiedenen Heftbänder als Flächenverknüpfungen. Der Farbton nahm im allgemeinen von unten nach oben an Reichtum und Intensivität zu, so daß, während die Säule nur mit einer Baphe überzogen war, der Echinus bereits mit einem Blattschema und die Pliuthe an ihren senkrechten Seitenflächen mit einem dem Charakter des sich breit lagernden und senkrechten Druck empfangenden Abakusgliedes entsprechenden Mäanderschema oder einer Schachbrettcarrierung verziert war. Der Architrav als stärkstes horizontal tragendes Bauglied wirkte wie die Säule ohne bunte Ornamentierung lediglich durch die unverhüllte Massigkeit seiner Form; öfters war er baphiert, selten zeigte er ein freies wellenförmiges Ornament, durch dessen zarte Linien seine kraftstrotzende Stärke noch mehr belebt und verklärt wurde. Die Epistylbekrönung trug wieder einen Mäanderstreifen; die Regulen waren blau, ihre Tropfen rot oder vergoldet, ausnahmsweise auch wohl weiß. In blauer Tönung waren auch die Triglyphen gehalten und bekundeten hierdurch ihre Zusammengehörigkeit mit den Tropfenplatten und den Mutuli. Ihre Schlitze erschienen jedoch dem prismatischen Einschnitt entsprechend dunkler gefärbt. Bei den Metopen zeigte das Rot ihres Grundes als die tiefste aller ungebrochenen Farben an, daß sie ursprünglich leer waren. So hoben sich in stimmungsvoller Harmonie die himmelblauen Triglyphen, die sich ja meist im Schatten der Hängeplatte befanden, als die eigentlichen Gesimsstützen und als die rhythmisch bewegte Lebenskraft des Frieses einerseits gegen das gleichförmige, eintönige Epistyl und andererseits gegen die technisch zurücktretenden dunkeln Metopenquadrate ab. Die Hängeplatte war als verbindendes Abakenglied wieder mit dem in einander geschobenen Mäanderschema dekoriert. Ebenso wie die Triglyphen hoben sich auch die blauen Tropfenplatten von der rotgemalten Unterfläche der Hängeplatte ab, deren äußere senkrechte Fläche, um einen charakteristischen Abschluß nach oben zu gewinnen, nur einfach abgetönt war. Nicht minder reich war die eigentliche Krone

der Façade, der breite Saum des Sima, mit Anthemien (Palmetten) oder auch dem mehrfach verschlungenen Mäanderornament in hellglänzenden Farben geschmückt. Das Giebelfeld zeigte analog den Metopen einen braunroten Fond und schloß so einfach und doch harmonisch in sich abgestimmt die Polychromie des Äußern ab, deren Pracht und Fülle sich im gleichen Verhältnis zur tektonischen Gliederung hielt. Die kassettierte Decke im Säulenumgange zeigte Blau als vorherrschende Farbe und erinnerte hierdurch sinnig an die Farbe der Himmelsdecke. Die Querbalken waren an ihrer Unterfläche als schwebend tragende Bänder mit dem Schema des Torenbandes bemalt, während, um die Analogie mit dem Himmelsgewölbe zu vervollständigen und zugleich die Decke als einen leichten übergespannten Teppich erscheinen zu lassen, die quadratischen Kassettenvertiefungen auf ihrem blauen Grunde von zarten Eier- und Perlstabgliedern umsäumt einen großen goldenen Stern trugen. Die äußern Cellawände zeigten wohl meist den schlichten Ton der gelblichen Baphe und waren am obern und untern Rand mit einem Saum geziert, über welchem die Triglyphen und Metopen ähnlich wie am Außenbau in charakteristischen Farbtönen gehalten sich stimmungsvoll abhoben. Wie alle durch den Ausdruck der innewohnenden Kraft unmittelbar wirkenden Bauglieder so waren auch die Körper der Anten nur gelblich baphiert; das Kapitäl hingegen prangte in einer reichen, stilvoll gehaltenen Goldornamentik. Im Innern der Cella war die Wand, falls man nicht Tafelbilder an derselben aufstellte, nach Art der antiken Wohnhäuser mit dem Vorwurf eines zwischen Säulen oder Pfosten aufgehängten Teppichs oder auch mit Fresken mythologischen und historischen Inhalts bemalt, zu welchem Zwecke man die Innenwand mit einem besonders feinen Stuckgrund zu überziehen pflegte. Die Cellasäulen entsprachen in ihrer polychromatischen Ausstattung den Peripterosäulen, und ebenso wiederholte sich die Dekoration der Calymatiendecke des Pteroma an den Decken der Seitenschiffe und der Galerien. Der malerische Schmuck der Nische, in welcher die Gottesstatue stand, war in tief satten Farben gehalten, um so für das plastische Bildwerk den geeigneten Hintergrund zu erlangen.

Wie so vieles in den Geschicken der altehrwürdigen Poseidonia, so ist auch die Entstehungszeit ihrer Tempelanlagen in Dunkel gehüllt. Zumeist ist man geneigt im Hinblick auf seinen charakterisch kurzen Säulenhals, die zurückstehende Architravkante, die niedrigen Triglyphen, die mäßig unterschnittene Hängeplatte, das altertümlich weich ausladende Kapitäl, die steifen Antenpfeiler und die eigenartige Kannellierung den Poseidontempel als den ältesten zu bezeichnen und seine Erbauung um die Mitte des sechsten Jahrhunderts anzusetzen; und in der That liegt eine gewisse Bestätigung für den damals in Poseidonia herrschenden Kunstsinn in dem Bericht Herodots, nach welchem man zu der 543 v. Chr. G. stattgehabten Gründung von Elea, einer Nachbarkolonie von Poseidonia, kunstgeübte Männer aus der sybaritischen Tochterstadt herbeigerufen habe. Was ist natürlicher, als daß wir auch in unserm den tiefen Ernst und die gemessene Würde des echt dorischen Geistes in edeln, kraftgetragenen Formen verkörpernden Baues ein künstlerisches Erzeugnis jener Meister sehen, die unter dem Einfluß der im sechsten Jahrhundert herrschenden Kunstströmung in ihren Werken das harmonisch Schöne und Einfache mit dem monumental Imposanten und Kolossalen zu vereinigen wußten. Außerdem zeigt der Pästanische Poseidontempel in seiner ganzen Anlage wie auch in den Details seiner konstruktiven Teile eine überraschende Ähnlichkeit mit dem in der Mitte des sechsten Jahrhunderts entstandenen Heraklestempel zu Akragas, so daß wir uns den Bau beider Heiligtümer im wesentlichen gleichzeitig und unter dem Einfluß der gleichen kunsttheoretischen Prinzipien entstanden denken müssen. Komplizierter freilich gestaltet sich die Frage, wenn man die Chronologie des Poseidontempels im Zusammenhange mit der mutmaßlichen Entstehungszeit des Demetertempels und der Basilika betrachtet. Manche z. B. Semper sind geneigt, diese beiden dorischen Bauwerke in die Epoche jenes altertümlichen, unentwickelten Stils zu setzen, wie er für die Wende des VII./VI. Jahrhunderts, charakteristisch ist. Unter diesem Gesichtspunkt ist also der Poseidontempel das jüngere Produkt. Ich möchte jedoch mit Rücksicht auf die von Krell erwiesene Thatsache, daß sich sowohl am Demetertempel als auch an der Basilika unzweifelhaft italische resp. etruskische Einflüsse zeigen, diese Monumente in das vierte Jahrhundert setzen d. h. in jene Zeitperiode, in welcher unter dem Einfluß der lukanischen Herrschaft die typische, in sich abgeschlossene Eigenart des dorischen Wesens

in Großgriechenland schwand und die Poseidoniaten sich mit den Kunstformen der hegemonischen Nachbarvölker zu befreunden begannen. In diesem Falle würde der Poseidontempel um etwa zwei Jahrhunderte älter sein als der Demetertempel und die Basilika, und hiergegen würde es auch nicht verstoßen, daß der größte Tempel der älteste ist und neben sich ein kleineres jüngeres Bauwerk, die Basilika, hat. Denn abgesehen davon, daß die Basilika als Doppelstoa dem öffentlichen Verkehr, nicht dem Kultus einer Gottheit diente und somit ihre Nähe neben dem großen Tempel nichts Auffälliges haben konnte, ja eigentlich im Hinblick auf die am Tempel stattfindenden Agonen und Pompen und die mit denselben verbundene Massenanhäufung von Menschen etwas Zweckmäßiges hat, so verkörpern Basilika und Demetertempel in sich gewissermaßen die politische und künstlerische Nachblüte der Stadt, während der Poseidontempel den alten, wuchtigen, kraftstrotzenden, einfachen, selbstbewußt stolzen Dorismus der großgriechischen Glanzzeit repräsentiert.

Ich bin mir bewußt, daß ich nur in einem blassen, dürftigen Bilde das habe zeichnen können, was die Seele dieses wunderbaren Baues ausmacht. Wohl gehören seine Ruinen zu den besterhaltenen des klassischen Altertums, aber doch ist so vieles unter den Stürmen der Zeit zertrümmert und verschwunden, was jetzt nur noch eine von sinniger Pietät geleitete Phantasie zur stimmungsvollen Harmonie der formbildenden, das Ganze wie ein Lebensstrom durchdringenden Ideen zu ergänzen vermag. Aber so wunderbar auch die Pracht sein mag, welche sich auf diese Weise vor dem geistigen Auge enthüllt: erst inmitten der natürlichen Umgebung, unter dem lachenden Azurblau eines wolkenlosen Himmels, amphitheatralisch umschlossen von sanft geschwungenen Bergeshöhen, inmitten einer Bevölkerung und Vegetation, wie sie nur der farbenglühende, das Leben in schnellern Pulsen treibende Süden zu schaffen vermag, innerhalb jenes Zauberkreises einer Luftperspektive, die in Strömen von Licht einen märchenhaften Glanz und Schimmer erzeugt, am Strand des wogenden Meeres, unter Palmen und Rosen finden wir die geeignete Staffage für einen Tempel, der Würde und Anmut, Kraft und Grazie in dem strengen Organismus seiner von einem seltenen Schönheitssinn maßvoll gegliederten Formen vereinigte, der mit dem bunten Schmuck seiner Ornamente und Skulpturen, mit seinem hochragenden Giebelbau, mit seinen Dachspiralen und Löwenköpfen weithinaus den Schiffer grüßte, ein würdiges Wohnhaus des meerbeherrschenden Gottes, dessen Bild in erhabener Würde von den in dankbarer Liebe dargebrachten Weihgeschenken geretteter Seefahrer umgeben das Allerheiligste schmückte. Ja, noch jetzt in seinem trümmerhaften Zerfall erweckt dieser wunderbar lebensvolle Bau angesichts der zarten Lieblichkeit des warmen, satten, honiggelben Farbtones, welchen das Gestein im Verlaufe der Jahrtausende angenommen hat, die Meinung, als sei er nicht aus den rauhen Steinen des Felsgebirges zusammengesetzt, sondern sei gewoben mit der magischen Kunst einer Zauberhand aus den goldig lichten Strahlen des italischen Himmelsgestirns. Geschwunden ist mit dem sinkenden Glanz des Hellenenvolkes die alte Pracht des Pästanischen Gottestempels; geblieben aber ist selbst über die Vergänglichkeit der von Menschenhand geschaffenen Werke hinaus der hohe Ruhm jenes Volkes, welches in den edelsten Erzeugnissen seines Schaffens die rohe Masse der Materie durchgeistigt und in einer von Schönheit, Maß und Harmonie getragenen Kultur die höchsten Triumphe des künstlerischen Intellekts gefeiert hat.

DEMCO
PAMPHLET BINDER
Tan Pressboard

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
913.377H61P C001
DER POSEIDONTEMPEL IN PASTUM SORAU
3 0112 023867473